

Zeitschrift: Pestalozziblätter
Herausgeber: Kommission des Pestalozzistübchens der Schweizerischen
Permanenten Schulausstellung
Band: 6 (1885)
Heft: 5-6

Artikel: Nicolovius und Pestalozzi
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-917701>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 10.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Pestalozzi-Blätter.

Herausgegeben von der Kommission für das Pestalozzi-Stübchen
der
Schweiz. permanenten Schulausstellung in Zürich.

VI. Jahrgang.

No. 5 und 6.

September 1885.

Inhalt: Nicolovius und Pestalozzi. — Familienbriefe Pestalozzi's an Verwandte seiner Frau.

Nicolovius und Pestalozzi.

Der preussische Staatsrath *Georg Heinrich Ludwig Nicolovius*, geboren 1767 zu Königsberg, gestorben 1839 in Berlin, ist bekanntlich ein Hauptförderer der Pestalozzischen Sache in dem nach 1806 regenerirten Preussen geworden. Auf seine Anregung gewann das Interesse an Pestalozzi bei Hofe Boden und wurden 1809 drei preussische Eleven, Henning, Dreist und Cäverau nach Iferten gesandt, und Zeit seines Lebens hat er, auch in hoher Staatsstellung, an seiner Anerkennung der Bestrebungen Pestalozzis festgehalten. Aber auch in früherer Zeit schon ist sein Verkehr mit Pestalozzi von Wichtigkeit. Ihm verdanken wir die eingehendsten Nachrichten über das Walten der Lisebeth auf dem Neuhof; ihm das einschneidendste religiöse Selbstbekenntniss Pestalozzis aus der Zeit seiner Drangsale. Indem wir es der Folgezeit vorbehalten, die Beziehungen Pestalozzis zu den Regenerationsbestrebungen in Preussen im Zusammenhang darzustellen, geben wir für heute dasjenige Material, das uns durch Nicolovius zur näheren Kenntniss von Pestalozzis Gesinnungen in früherer Zeit und seinen Lebenslauf dargeboten ist. Dasselbe findet sich in Auszügen aus der Korrespondenz zwischen Nicolovius und Pestalozzi und aus einem Vortrage des Erstern über Pestalozzi in der sehr selten (und auch uns nur durch die Freundlichkeit des Herrn Waisenvater *Morf* in Winterthur zugänglich) gewordenen »Denkschrift auf G. H. L. Nicolovius«, herausgegeben von Dr. *A. Nicolovius* (Bonn, 1841). Der vielberufene Brief vom 1. Oktober 1793, in welchem Pestalozzi seine religiösen Anschauungen auseinandersetzt, ist zuerst angeführt in *A. Heussler*, »Pestalozzi's Leistungen im Erziehungsfache« (Basel, 1838) und dann in seinem Hauptinhalt nach dem Original abgedruckt in den Zusätzen zu den »Vorträgen, gehalten bei der Pestalozzifeier

in Basel« (Basel, 1846), Seite 31 bis 33. Wir haben ihn im Folgenden in die chronologische Reihenfolge der Korrespondenz eingereiht.

(Pag. 27 der Denkschrift.) In Zürich lernte Nicolovius auch Pestalozzi kennen, über den er sich in einem Briefe folgendermaassen äussert (1791): »Ich habe mit einem Manne Bekanntschaft gemacht, der wahrlich in jedem Sinne ein Mann ist, durch die Höllenfahrt der Selbsterkenntniss geläutert und mit apostolischem Geist erfüllt. Es ist Heinrich Pestalozzi, der Verfasser von Lienhard und Gertrud. Lavater ehrt ihn, wie jeder ihn ehren muss, zählt ihn aber unter die beinah incorrigiblen Menschen, die da glauben, man könne der Menschheit auf einmal helfen und sie erleuchten. Pestalozzi ehrt Lavatern auch; was ihn aber von ihm trennt, ist jener Satz: Gott ist nur durch die Menschen der Gott der Menschen. Mit rührender Treuherzigkeit sagt er mir: Gott hat sich mir nur durch Menschen offenbaret. Ich kenne also keinen Gott als durch Menschen. Ich glaube wol, dass es für wenige feinere Seelen eine andere Offenbarung gebe. Aber ich kenne sie nicht, und halte es für gefährlich, sie dem Volk zu predigen . . . Das kann ich Dir sagen, dass es Pestalozzi mit der Wahrheit Ernst ist, wie Wenigen, dass ich nie so viel Kraft und Sanftmut, so viel Wunsch zu wirken und so viel stilles Harren auf Winke der Vorsehung vereint sah.«

(Pag. 32.) In Rom empfing Nicolovius von Pestalozzi folgende Zuschrift vom 7. November 1791: »Seit langer Zeit war es einer der lebhaftesten Wünsche meines Herzens, einen oder mehrere junge Männer zu finden, mit denen ich bei meinem nahenden Alter mit Vertrauen über die Erfahrungen meines Lebens reden und denen ich mit Sicherheit, nicht missverstanden zu werden, auch noch unreife Wünsche in den Schooss legen könnte. Denken Sie meine innigste Befriedigung, in Ihnen einen solchen Mann gefunden zu haben, wie ich mir ihn träumte und wünschte, einen Mann, dessen Denkungs- und Empfindungsart so vielseitig mit der meinigen harmonirt, dass meine Endzwecke von ihm in ihrer ganzen Ausdehnung übersehen und in allen Beweggründen gefühlt werden können. Ich könnte von der Vorsehung kein grösseres Glück wünschen und bitten, und mit diesen Empfindungen, lieber, edler Mann! schliesse ich Sie an mein Herz und freue ich mich Ihrer Freundschaft! . . . Aber erwarten Sie nicht zu Vieles von mir. Die Erschöpfung meines Lebens wird mich frühzeitig

und unreif verwelken machen. Meine schönen Tage sind dahin; schon jetzt hemmt Entkräftung den Muth meiner Seele und das Nahen der Abstumpfung vieler ihrer Kräfte ist entschieden. Was ich als Jüngling durch mich selbst suchte, suche ich jetzt durch andere. Ach, Freund! wie ein Greis suche ich jetzt zu meinen Endzwecken einen Stab, an den ich mich hinlehne und freue mich wie ein Kind, wenn ich hier und dort einen Mann finde, der die leichtere oder schwerere Bewerkstellung meiner Absichten zu prüfen würdiget — ach Freund! ich dachte einst, vor diesem Alter dahin zu kommen, dass jene keiner Prüfung weiter bedürften, aber mein Schicksal setzte mich um ein halbes Menschenalter zurück. Dennoch scheint am Ende meiner Laufbahn mir wieder Hoffnung und ich nähre in mir den mich befriedigenden Glauben, in der Schwäche meines Alters das wieder gründen zu können, was ich im Feuer der Jugend verdorben. Bald bin ich frei und ungebunden an irgend einen Fleck dieser Erde, und werde dann diejenige Stelle zu meinem Aufenthalt zu wählen eilen, die mir zur Erzielung meiner Endzwecke in Hinsicht auf die Beleuchtung meiner Begriffe über die Volkserziehung die schicklichste scheinen wird. Möchte sie nahe bei Ihnen und in Ihrem Vaterlande sein! Bleiben Sie mein Freund — auch wenn Sie alle Schwächen meines Lebens und meines Alters gesehen, auch dann, ich bitte Sie darum, bestreben Sie sich nicht weniger das Wahre, das Sie in meinen Plänen erkennen, zu befördern, und je grösser Sie meine Schwäche im Vergleich mit denselben finden, desto mehr bieten Sie mir Ihre liebevollen Hände.«

(Pag. 33.) In einem zweiten Brief, den Nicolovius in Italien von Pestalozzi's Hand erhielt, äusserte Dieser:

»Wenn ich den schrecklichen Lauf der Dinge sehe, und im Bewusstsein meiner Kraft, den unbefangenen Menschen aus allen Ständen Wahrheiten zu sagen, die ihnen Niemand sagt, meine Pflicht fühle, dann werfe ich mein Auge auf Sie und sage mir selbst: Ich darf jeden Wunsch meines Herzens in das Ihrige legen, ich weiss, Sie leihen meiner nahenden Schwäche den Arm Ihrer Jugend, und mit Ihnen vereinigt, werde ich durch viele Menschen, die ich ohne Sie nicht finden würde, zu meinem Ziel und über mein Grab hinaus wirken. Dann wächst mein Muth und mit ihm der Drang meines Herzens, die Kenntnisse und Erfahrungen vieler Menschen, die Wahrheit und Liebe auf andern Wegen fanden, mit den meinigen zu verschmelzen — ach, ich erwartete

es in meinem Leben nicht mehr, die allgemeine Misskennung, die mein Schicksal über mich verhängte, enden zu sehen.«

(Pag. 53.) Den 7. Juni 1793 schrieb Pestalozzi an die Gräfin Reventlow in Emkendorf, die Gönnerin von Nicolovius:

» . . . Es ist freilich wahr, wer das Interesse der Menschheit in seiner Brust trägt, dessen Dasein ist geheiligt. Aber wenn dieser kraftlos wie ein Lahmer am Weg sein Leben damit zubringen muss, vorübergehenden blinden Leuten zuzurufen: Nehmt mich auf eure Schultern, ich will euch den Weg zeigen, den ihr nicht seht! und ihn im langen Leben auch kein einziger auf seine Schultern nimmt, dann ist dieser Arme zu bedauern. Ein Gott muss ihn stärken oder sein hoher Sinn sinkt, seine Liebe schwindet, und Menschenverachtung und steigende Schwäche wird das Theil seines frühen Alters Freundin, es ist eine grosse Last um ein verlornes Leben. Aber ich habe Nicolovius gefunden, und glaube mein Leben nun nicht mehr verloren. Seine Freundschaft erhebt mein Herz, und Hoffnungen leben wieder in meiner Brust, welche die Lügen der Welt in mir sinken gemacht . . .«

(Pag. 54.) An Nicolovius selbst schrieb Pestalozzi unter dem gleichen Datum: » . . . Freund, ich kann bei der Fortdauer Ihrer Treue und Ihrer Liebe den Gedanken nicht länger verhehlen, die Vorsehung wolle einen Theil meines verlornen Lebens durch Sie wieder aus dem Nichts hervorheben, in welches es durch meine Fehler, durch mein Unglück und durch das comödiantenmässige Benehmen meines Zeitalters versunken ist. Möchte ich den Erfolg Ihrer bessern und weisen Bemühungen zu meinem Zwecke noch erleben, möchte ich in der Lage sein, Ihnen zu erneuerter Belebung dieser Endzwecke alles das geben zu können, was ich im Ruin meines Thuns noch in mir selber erhalten; möchte ich nachdem ich aufgehört, die Erreichung dieser Absichten für mich selbst zu wünschen, noch dahin kommen, am Ende meiner Laufbahn mich dem Mann ganz hingeben zu können, der im verdorbenen und verwirrten Traum meines Lebens so ganz die Wahrheit seines eigenen Herzens gefunden, dem Mann, der ohne meine Schwächen und ohne meine Verwirrung Hand an den Bau eines Tempels legen will, den ich im Gang meines Lebens nur wie ein Luftgebild vor meinen Augen erblickte, und mit meiner kraftlosen und verwirrten Lebhaftigkeit noch selbst entweihte. Ich sehne mich wie ein äusserst ermüdeter Mensch nach Ruhe und die Pflichten meines Hauses rufen mir laut, die Welt zu vergessen und die Meinigen zu retten, aber Freund! seitdem ich Sie kenne,

hat das alte Streben meines Lebens von Neuem wieder unwiderstehliche Gewalt über meine nur durch meinen Traum Befriedigung und in ihm Athem und Leben findende Seele. Es thut mir weh, ohne einen Erben meiner Wünsche, der aufbewahre das Heilige meiner Erfahrungen, und der fortarbeite an dem Werk meines Lebens, aus der Welt zu gehen. Warum sollte ich es Ihnen verhehlen, Freund! bei Ihrer Umarmung schlug mir mein Herz — o wären Sie mein Sohn, — und seitdem ich Ihrer Treue und Liebe genieße, schlägt mir mein Herz oft bei dem Gedanken — o wären Sie mein Sohn — dann würde ich nicht so isolirt aus der Welt gehen — ich würde Denen, die nach mir kommen, mehr als mich selbst hinterlassen. Nicolovius, stosse den bittenden Alten nicht weg — werde Erbe meiner Wünsche für die Menschheit — werde der Aufbewahrer der Erfahrungen meines Lebens, der Fortarbeiter meines zerrütteten Werkes — und fordere von mir Treue und Handbietung bis an mein Grab.«

(Pag. 57.) Vor der Abreise von Eutin erhielt Nicolovius unterm 21. Juli 1793 von Pestalozzi folgenden Brief: . . »Du fragst, was ich suche? — Lieber, da ich meinem Hinschwinden entgegen gehe, da ich den Trost, meine Lebensleiden enden zu sehen, in meinem Herzen nähre und alle Hoffnung, das Gute das mein Herz in den Wüsteneien dieses Lebens suchte, der Welt durch mich selber sowohl als die Meinigen zu erhalten, dahin schwindet, so suche ich einen Freund, der die Runzeln meines Alters noch würdigt mit der Rückerinnerung an den Traum meiner besseren Tage und mit der Theilnahme an dem Guten, das ich in diesen Tagen mit Kraft suchte, zu erheitern und zu erfreuen, einen Mann, der mein Gutes von meiner Schwäche sondere und mit der Angelegenheit meiner Jugendjahre den wichtigsten meiner Lebenswünsche neues Leben zu geben aus eigenen Trieben wünscht — das ist, was mein Herz bedarf, was ich suche und was ich fand. Wenn ich also den Namen Sohn aussprach, so war dabei keine Anmassung in meinem Herzen, ich wies Dir auch nicht in diesem Verstand Deine Stelle an, das Bedürfniss leitete meine Sprache, mein Unglück wünschte einen Sohn für die Erhaltung meiner Lebensträume über mein Grab hinaus — aber mein Gefühl lenkte mich schnell wieder in meine Bahn; ich kann nicht Dein Vater sein — ich schäme mich des ausgesprochenen Wortes; ich bins, der seine Schwäche an Deine Kraft hinlehnt, also gebührt mir Bescheidenheit und Dank. Lieber, sei mein Freund und mein Bruder«

(Pag. 58.) » . . . Ich fühle mich jetzt glücklich,« — schrieb Pestalozzi am 27. August 1793 an Nicolovius weiter — »verzeih meine alten Klagen und glaube, Deine Liebe ist der grösste Theil meines verlorenen Lebens. Ich sehe mein sterbendes Dasein sich immer edler und zuverlässiger an das Deine anknüpfen, ich lebe durch Dich jenseits des Grabes ein unverdorbenes und unverwirrttes Leben, und unerfüllte Wünsche drücken mein Herz nicht mehr bis an den äussersten Rand meines Lebens. Dieses Alles gibt mir Deine Liebe — und wenig, wenig, Geliebter! kann ich für Dich thun.«

Interessant ist vor Allem nun der Brief, den Pestalozzi den 1. Oktober 1793 an Nicolovius schrieb¹⁾: »Freund — im Gedränge meines Lebens verwirrt — trank ich wenig aus den reinen Quellen, aus denen die weisesten und besten Menschen, indem sie die innere Heiligung ihres Wesens zum ersten Geschäft ihres Lebens machen, hohe Kräfte schöpfen.

Ach das ganze Treiben meines Lebens ist ungereinigt von Selbstsucht und gemeinen Neigungen.

Ich war zwar freilich von meiner Jugend an für jedes Gute empfänglich und für vieles lebhaft eingenommen; aber der Koth der Welt, durch welchen ich mich durcharbeiten sollte, hatte eine andere Ordnung, die ich nicht verstand und für die ich nicht gebildet war; ich ward im kritischen Zeitpunkt meiner jugendlichen Ausreifung über meine Kräfte überladen, dadurch in Verwirrung gebracht — und in einem hohen Grade unbefriedigt und missstimmt — also ging ich schwankend zwischen Gefühlen, die mich zur Religion hinzogen und Urtheilen, die mich von derselben weglenkten, den todten Weg meines Zeitalters — ich liess das Wesentliche der Religion in meinem Innersten erkalten ohne eigentlich gegen die Religion zu entscheiden.

Ich verachtete die Papierwissenschaft von den Verhältnissen zwischen Gott und den Menschen — ebenso wie die Winkel-Experimente, mit denen Lavater der armen Papierwissenschaft über diesen Gegenstand zu Hilfe kommen wollte.

Aber ich verlor wahrlich die wesentliche Kraft, die die wahre Gottesverehrung dem stillen, edlen erteilt — indem ich sorglos für mich selbst die Schale dieses guten Kerns nirgends des Aufhebens würdigte, und den Kern nirgends nur Labsal und Befriedigung sichernd um mich fand — also war ich nach meinem eigenen Gefühl in diesem Zeitpunkt im wesentlichen dessen,

¹⁾ Vgl. die Basler Vorträge, S. 31/33; s. Einleitung.

was die menschlichen Kräfte zu ihrer grössten Reinheit ausbildet, sehr zurückgesetzt; vorzüglich und besonders verminderte der Schwindel meines unreifen Erziehungstraums meine innere, stille Kraft; ich war durch Wirthschaftsfehler in diesem Gegenstand für ein halbes Menschenalter der geschlagene Knecht eines Irrthums, dessen einseitige Wahrheit ich zu meinem Götzen gemacht habe — im unsäglichem Elend, das die Folgen dieses Götzendienstes über mich verhängten, verschwand die Kraft der wenigen isolierten religiösen Gefühle meiner jüngern Jahre . . .

Ich kann und soll also nicht verhehlen — meine Wahrheit ist an den Koth der Erde gebunden und also tief unter dem Engengang, zu welchem Glauben und Liebe die Menschheit erheben mag. Du kennest Glülphis Stimmung — sie ist die meinige — ich bin ungläubig — nicht weil ich den Unglauben für Wahrheit achte — sondern weil die Sonne meiner Lebenseindrücke — den Segen des Glaubens vielseitig aus meiner innersten Stimmung verschoben.

Von meinen Schicksalen also geführt, halte ich das Christenthum für nichts Anderes als für die reinste und edelste Modification der Lehre von der Erhebung des Geistes über das Fleisch — und diese Lehre für das grosse Geheimniss und das einzige mögliche Mittel, unsere Natur im Innersten ihres Wesens ihrer wahren Veredelung näher zu bringen; — oder um mich deutlicher auszudrücken: durch innere Entwicklung der reinsten Gefühle der Liebe zur Herrschaft der Vernunft über die Sinne zu gelangen.

Das glaube ich, sei das Wesen des Christenthums — aber ich glaube nicht, dass viele Menschen ihrer Natur nach fähig seien, Christen zu werden — ich glaube das Grosse der Menschheit so wenig einer solchen allgemeinen inneren Veredelung fähig, als ich dasselbe im Allgemeinen fähig glaube, irdische Kronen zu tragen.

Ich glaube, das Christenthum sei das Salz der Erde — aber so hoch ich dieses Salz auch schätze, so glaube ich dennoch, dass Gold und Stein und Sand und Perlen ihren Werth unabhängig von diesem Salz haben und dass die Ordnung und die Nutzbarkeit aller dieser Dinge unabhängig von demselben muss in's Auge gefasst werden — ich glaube nämlich, aller Koth der Welt hat seine Ordnung und sein Recht unabhängig von dem Christenthum — und Freund, indem sich meine Wahrheit auf das Forschen nach diesem Recht und nach dieser Ordnung

beschränkt, fühle ich die Schranken meines Gesichtspunktes ganz, aber dann ahnet mir auch —

meine Stimme sei wie die Stimme eines Rufenden in der Wüste einem Andern, der nach mir kommt, den Weg zu bereiten, — es ist mir oft nicht anders als — ich wüsste selbst nicht, was ich thue und wohin ich gehe. Indessen reisst mich mein Herz zu jedem Wort, das ich rede, mit unwiderstehlicher Gewalt hin, und indem ich vom Zauber der Schranken, der mich umfesselt, selbst leide, kann ich mir das Zeugniß geben: Es ist mir in dem Kreis, über den ich nicht hinauszugehen vermag, bei jedem Wort ernst, das ich rede. So stehe ich ferne von der Vollendung meiner selbst und kenne die Höhen nicht, von denen mir ahnet, dass die vollendete Menschheit zu ihnen hinan zu klimmen vermag.

So viel, Freund, für diess Mal von meinem Nicht-Christenthum

Ich bin nun in Richtersweil. Dr. Hotze macht eine Reise von etlichen Monaten — und ich bin nun in seiner Abwesenheit in seinem Haus ohne Geschäft und ohne Zerstreung. — Freue Dich, Freund, dieses Glücks, das ich nun einige Monate geniessen werde.

Zu dieser Zeit gedenke ich

1. an einem 4. Theil von Lienhard und Gertrud zu arbeiten . . . «

(Pag. 60 der Denkschrift.) In einem Briefe an Jacobi sagt Nicolovius unter Anderem: ». . . Das Resultat meines hiesigen Aufenthalts ist die erneuerte Ueberzeugung, dass es nicht Einen Weg des Heils für Alle gebe, und dass man Jeden seinen Gang und sein Ziel müsse verfolgen lassen. Erkünstelt kann Manches werden, aber auch von Grund aus verpfuscht und verfälscht . . . Auch das glaube ich fest, dass neben allem, was man Gnade nennt, ein Weg der Natur läuft, der ungestört zu lassen ist; dass es ein heiliges Feuer von Jugend auf gibt, welches sich selbst läutert und veredelt, einen angeborenen Geist der Freude und Liebe, der verklärt und auf sicherem Weg zum schönsten Ziele leitet. Sokrates hatte seinen Genius von Kindheit an, und ohne Samen der Liebe gedeiht nichts, trotz pflanzen und einimpfen, düngen und begiessen. Ich habe hier, als ein probates milderndes Oel, die Memorabilien des Sokrates wieder zu Hand genommen, die ich immer bei mir führe und mir seit langer Zeit, gleich der Odyssee, als eine jährige Lektüre vorgeschrieben habe. Wäre nicht eine an Einfalt und Liebe dem Original ähnliche Uebersetzung ein gutes Geschenk für das deutsche Publikum? Mir ist es oft unbegreiflich, dass dieser

Schatz nicht allgemeiner ist. Pestalozzi sagt vom Erhabenen, es sei so, dass Buben und Narren meinten, sie können viel mehr als nur das«

(Pag. 105.) Ueber Pestalozzi's Schrift: »Meine Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts« spricht sich Nicolovius 1798 folgendermaassen aus: »Der Verfasser nennt sich »einen Müdling. Jede seiner Bemühungen scheiterte; Unglück, Leiden und Irrthum bogen sein Haupt; sie entrissen seiner Wahrheit jede Kraft, und seinem Dienst jeden Einfluss. Die Edlen im Lande kennen ihn nicht und das Volk spottet seiner««. Diese Schrift zeigt die Ausbeute seines Lebens, seines Leidens. Was ihn auch traf, der Mann verlor sich selbst nicht. Alle Erfahrungen seines Lebens raubten ihm nicht die Besinnung, sondern fanden ihn wach, sie zu nutzen und durch sie sein inneres Werk zu fördern. Er wuchs unter ihnen, wie ein Palmbaum, der belastet mit zwiefacher Kraft emporstrebt. Seine Wärme wurde nicht Erbitterung, und mit veredeltem Sinn legt er diese Schrift in den Tempel der Zeit nieder. Sie mag daher wohl merkwürdig heissen des Mannes, der sie schrieb, und seiner Lage wegen. Gelungenes Unternehmen, eines Augustus Freude über die vollendete Rolle sei immerhin ein grosser Anblick. Doch sind wir uns bewusst, wie viel dem Glück gebühre. Ein grösserer Anblick ist ein Kämpfender und nicht Besiegter, die immer neu aufstehende Kraft trotz Unglück und Noth. Hier ist reine Menschheit, ein Cäsar, der mitten in den Wogen sich und seine Thaten rettet. Wer aufhört Mensch zu sein wenn langes Unglück ihn beugt, Muth und Wille hingiebt und in Betäubung Trost sucht, dem mag unser Mitleiden sich regen. Aber unser Herz schlägt hoch, wenn wir dem Edlen Alles misslingen sehen und nur ihn allein sich nicht fehlen. Welle um Welle netzt und versenkt ihn, aber er erhebt sich mit ungestörtem Muth, und wir wissen er wird landen, wenn auch nicht in der Herrlichkeit der wohllebenden Phäaker, doch an der Burg der geläuterten edlen Menschheit Gleich merkwürdig ist der Inhalt der Schrift. Sie ist reich an grossen Blicken über die Begebenheiten unserer Tage und reich an Wahrheit. Wahrheit aber ist zu einer kreisenden Zeit, wie die jetzige, schwer zu finden und schwer zu sagen. Es bedarf einer schönen Seele, um frei vom Parteigeist bei den Erschütterungen der Zeit den wichtigsten menschlichen Angelegenheiten mit Ruhe nachzudenken. Partei eifert gegen Partei, und Selbstsucht schreit mit ein, als eiferten

sie für die Wahrheit. Wo schallt die Stimme der Weisheit in diesem Gewirre? Die schöne Seele bedarf Muth und edle Begeisterung, um beim Despotismus der Meinungen was ihr Wahrheit ist zu bekennen Bei den Edlen wird die Wahrheit dieser Schrift gewiss nicht ohne Kraft, ihr Dasein nicht ohne Einfluss sein, und dem Genius der Zeit wird es ziemen, auf sie hinzuweisen.«

(Pag. 140.) Der Eutiner litterarischen Gesellschaft machte Nicolovius 1804 folgende »Mittheilung« über Pestalozzi: Das Volksbuch Lienhard und Gertrud hatte mich schon als Knaben ergötzt, und zog noch mehr den Jüngling an. Als ich im Jahre 1791 auf einer Reise mit dem Grafen Stolberg nach Zürich kam, erkundigte ich mich nach dem Verfasser. Er wohne auf dem Lande, sagte mir Pfenninger, komme aber oft nach der Stadt; während unseres dortigen Aufenthaltes würden wir ihn gewiss sehen können. Pestalozzi kam. Er merkte meine Theilnahme und lud mich auf sein Landgut ein. Die lebendigen, sehr herzlichen Mittheilungen während dieses Besuches geben mir grösstentheils den Stoff zu Dem, was mir jetzt Ihnen zu erzählen erlaubt sein möge. Da der Eindruck jener Tage nicht flüchtig war und durch einen, von der Unruhe der Zeiten zwar oft unterbrochenen, aber auch noch jetzt nicht ganz erloschenen Briefwechsel erneuert worden; so darf ich hoffen, der wesentlichen Umstände mich nicht unrichtig zu erinnern.

Pestalozzi stammt aus einer angesehenen Zürcher Familie und die Zeitungen haben auch bei den neueren Verhandlungen jenes kleinen Staates den Namen Pestaluz oder Pestalozzi bisweilen genannt. Bei der Theilnahme an Geschäften, die Bürgern freier Staaten von Jugend auf natürlich ist, wurde Pestalozzi als junger Mann von der Ungerechtigkeit gewisser obrigkeitlicher Personen empört. Er verband sich mit zwei Mitbürgern zu öffentlicher Rüge derselben. Die Schrift dieser Jünglinge wurde als aufrührerisch vor dem Rathhause der Stadt durch den Henker verbrannt. Die Verfasser standen dabei als ruhige Zuschauer. Sei es, dass spätere Aengstlichkeit ihnen das Vertrauen auf ihre Anonymität nahm, oder Nachforschungen ihre Lage wirklich unsicher machten; sie fanden es nöthig, die Vaterstadt zu verlassen. Müller, einer von ihnen, flüchtete nach Berlin, wo er nachher Professor am Joachimsthal'schen Gymnasium wurde, und durch die Ausgabe altd deutscher Gedichte, durch kleine, sehr vollendete philosophische Schriften und durch einige, vielleicht zu originelle Aufsätze sich bekannt machte. Der Name des

Andern ist mir entfallen. Pestalozzi ging über die Grenze nach dem Kanton Bern. Hier kaufte er in der Gegend von Aarau neben den Ruinen von Habsburg wüstes Land, baute sich ein Landhaus und die zur Bewirthschaftung des neuen Gutes, Neuhof genannt, nöthigen Gebäude. Was eigene Mittel nicht vermochten, ersetzte Kredit. Die Landleute jener Gegend waren auf die seltene Erscheinung in ihrer Mitte aufmerksam. Sie trauten dem Manne nicht, der es ihnen gleich thun wollte; als ihnen aber schien, er dünke sich gar klüger als sie, war er ihnen nicht mehr zweideutig. Er war ein Thor, der unbrauchbares Land theuer erkauft habe, dem er durch keine Anstrengung guten Ertrag erzwingen werde. Diese Meinung wurde als Thatsache verbreitet. Das Gut, dessen Einkünfte erst erprobt werden sollten, war ein unsicheres Unterpfand. Dem Kredit wurde die einzige Basis, der Kaufpreis, genommen, weil diesen die Verblendung eines Unkundigen bestimmt hatte. Mit dem Kredit gingen alle Mittel zur Kultur des Ackers verloren, die Einrichtung konnte nicht vollendet, und die begonnene nicht erhalten werden. Die Vorschüsse zum Anbau fehlten, und ohne Ackergeräth und Dienstboten war kein Ertrag des Bodens, der allein das Unternehmen rechtfertigen konnte. So sah Pestalozzi in dem Zeitpunkt, wo er in volle Wirksamkeit zu treten gedachte, sich gebunden, und sank mit seiner Frau, einer Schulthess aus Zürich, und seinem Kinde in Armuth. Diese drückte ihn desto mehr, da sie von dem Verdacht und Vorwurf eigener Schuld begleitet war, und sie wuchs mit schrecklichem Fortschritt. Seine Blösse war nicht mehr bedeckt, und erlaubte ihm nicht länger, bei Freunden in der Stadt Trost zu suchen. Der arme Planmacher wurde der Einsamkeit und rohen Landleuten überlassen, die keine Scham in der Verachtung des Mannes mehr kannten, der in der Vermessenheit, einer ihres Gleichen zu werden, gescheitert wäre. So lebte er eine Reihe von Jahren in Schande und Schimpf, ohne Freund, ohne Buch oder Feder, mit seiner ganzen Kraft auf sich selbst eingeschränkt, und gerieth im Brüten über sich und die Menschheit an die Grenzen des Wahnsinns. Das Vertrauen zu sich selbst und zu den Menschen war dahin. Muthlosigkeit zeigte ihm sein Elend unheilbar und machte es unheilbar. Nur von Aussen konnte noch Hilfe kommen, und sie näherte sich.

Eine Dienstmagd, die seit vielen Jahren in der Familie gedient hatte, und nun den alten Brodherrn, dessen Haushälterin sie war, durch den Tod verlor, kam zu Pestalozzi. Sie hatte

ihn von Jugend auf gekannt, wusste sein Unglück und kam um zu helfen. Pestalozzi weigerte sich, sie in sein Elend aufzunehmen; da seine Gründe ihr aber nicht galten, musste er nachgeben. Noch ein Bedenken blieb ihm. Er hasste von jeher Wortkrämerei, sein Leiden hatte ihn noch stummer gemacht. Die fromme Magd liebte Beten und Gesang. »Ihr werdet Euch an uns ärgern,« sagte er ihr, »aber bald werdet Ihr es merken, dass auch unter uns Gott ist.« Sie nahm kein Aergerniss und gab auch keins. Ein muthiges, theilnehmendes Wesen war nun in das unglückliche Haus gekommen. Sie baute mit eigenen Händen erst wenig, bald immer mehr Land zum Garten, Reinlichkeit kam in das Haus zurück, und auf den ordentlichen Tisch frische Nahrung. Der kleine Garten gab Hoffnung für das grössere Feld, sobald auch diesem nur die Hände geboten wurden. So kam auch auflebendes Vertrauen unter das arme Dach. Die stille Thätigkeit dieses Weibes wurde später von Pestalozzi zum Bilde seiner Gertrud idealisirt, von der er in der Begeisterung dankbarer Bewunderung sagt: »Ich möchte so gern viel von dieser Frau reden, und weiss so wenig von ihr zu sagen, und hingegen kann ich so viel von den Schelmen reden. Ich möchte dennoch ein Bild suchen von dieser Frau, damit sie Dir lebhaft vor Augen schwebe, und ihr stilles Thun Dir immer unvergesslich bleibe.

Es ist viel, was ich sagen will, aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

So gehet die Sonne Gottes von Morgen bis am Abend ihre Bahn; — Dein Auge bemerkt keinen ihrer Schritte, und Dein Ohr hört ihren Lauf nicht. — Aber bei ihrem Untergang weissest Du, dass sie wieder aufstehet, und fortwirkt, die Erde zu erwärmen, bis ihre Früchte reif sind.

Es ist viel, was ich sage, aber ich scheue mich nicht, es zu sagen.

Dieses Bild der grossen Mutter, die über der Erde brütet, ist das Bild der Gertrud und eines jeden Weibes, das seine Wohnstube zum Heiligthum Gottes erhebt, und ob Mann und Kindern den Himmel verdient.«

Ich sollte die Frau sehen, der er so viel dankte, aber sie zeigte sich nicht. Er führte mich in die Gegend des Feldes, wo sie arbeitete, und erkundigte sich bei ihr nach mancherlei, um mir Anlass zu geben, sie in's Auge zu fassen. Abends sagte mir Pestalozzi: »Ihr wisst, was sie uns ist, und versteht es. Wir haben sie an unserm Tisch. Lasst es auch heute so sein.«

— Sie kam aber nicht, und wollte nicht kommen, bis sie mir, dem Fremden, es abzuschlagen sich scheute. Ein sonderbarer Glanz demüthiger Bescheidenheit war in ihrem Wesen, falls für solche Eigenschaft der Ausdruck Glanz passet.

In Zürich war auch noch ein Getreuer übrig geblieben, Pfenninger, der aber in seiner beengten Lage für den Armen Nichts hatte thun können. Er trieb seinen an Verbindungen reichen Freund Lavater, Hülfe zu bewirken, bis dieser in der Verzweiflung, dem Verwahrloseten zu helfen, ausrief: »Was kann man für solchen Menschen thun, auch nicht zum Abschreiber taugt er!« — Seine Handschrift ist nämlich nicht deutlich. — Nicht dass er diess sagte, erzählte mir Pestalozzi, ging mir ins Herz, sondern dass er Recht hatte. — Pfenninger sprach Buchhändler an, ob nicht von ihnen einer den Mann, der früher nicht gewöhnliche Geistesgaben gezeigt hätte, zu brauchen wüsste. Grossmüthig sagte einer: »Pestalozzi solle Histörchen schreiben; den Verlag wolle er wagen.« Pestalozzi eilte an's Werk. Aber Papier war seit Jahren nicht im Hause. Ein Vorfahr hatte viel in Lotterien gespielt und fleissig die Wahrscheinlichkeiten berechnet. Diese Tabellen lagen in einem alten Kasten auf dem Speicher, und die Zwischenräume der Zahlenreihen wurden Pestalozzi's Manuskript. Sein Inneres war voll seiner Erfahrungen. Das physische und moralische Elend des rohen Volkes, die Grösse eines still thätigen Weibes, diese Kontraste waren die Bilder, die er mit kecker Hand entwarf.

Das »Histörchen« wurde die Geschichte von Lienhard und Gertrud, die Aufmerksamkeit erregte. »Das Vaterland sagte laut und allgemein, (sind seine Worte) das Bild ist Wahrheit. Der Mann am Ruder des Staates und der Tagelöhner im Dorf fanden einstimmig: Es ist so! — Es war das Bild meiner Erfahrung — ich konnte nicht irren.«

Um diese Zeit lernte Felix Battier, der Sohn einer wohlhabenden Basler Familie, Pestalozzi kennen. Ein Mann voll kühner Entwürfe und voll grosser durch die seltensten Situationen aufgeregten moralischen Kraft konnte am ersten Pestalozzi auch im Staube erkennen. Er erstaunte über den Geist und das Schicksal dieses Mannes, und bot ihm die Hand. Er liess das Gut untersuchen, gab die Mittel zum Anbau und der Erfolg vernichtete die öffentliche Meinung, die Quelle alles Unglücks gewesen war. Die Noth war verschwunden. Ein schreckhafter Traum, so dünkte es Pestalozzi, war vorüber.

Sein neues Leben sollte nun ganz den Elenden im Volke gewidmet sein. Er war einer von ihnen gewesen, wusste, wie ihnen zu Muthe wäre, und wollte helfen. Er schrieb den zweiten, dritten und vierten Band des genannten Buches, ein Wochenblatt für's Volk, ein Werk über Gesetzgebung und Kindermord, und wurde thätiges Mitglied der patriotischen Gesellschaft seines Vaterlandes. Iselin trat mit ihm in Verbindung, die Illuminaten suchten ihn, der Grossherzog Leopold wollte seinen Rath. Eitelkeit konnte an dem im Feuer Geläuterten nicht haften. Ihm war die Sache Alles; das Volk ist elend, die Mütter sind die einzigen Schutzengel desselben, die Regierung kann und soll sie unterstützen. Das waren die Ideen, an die er Alles knüpfte. Auf seinem Gute legte er Unterrichts-Anstalten an, wohin er die Bettelkinder von den Strassen lockte. Durch ihrer Hände Arbeit sollte das Institut sich selbst erhalten. Scheiterten diese Anstalten auch im Grossen, so dauerten sie doch im Kleinen fort. Die Kinder der Armen mit den Freuden und Vorthelen eines täglichen Erwerbes bekannt zu machen, während der Arbeit ihnen die brauchbarsten Kenntnisse beizubringen, und ihr Herz durch fromme Gesänge vor der Dürre eines blos erwerbenden Lebens zu bewahren, das war der Zweck seiner Anstalt. Auch hier war jene Gertrud Mutter und Lehrerin der Kinder. Schien es gleich in dieser Zeit bisweilen, als erwarte er von äusseren Einrichtungen das ganze Heil der Menschheit, so behielten bei ihm dennoch immer die frommen Mütter den ersten Platz, weil in ihrer Hand das zarte Herz der Jugend steht. »Die Freiheit,« sagte er in einer patriotischen Gesellschaft, »wirkt tausend Wunder, die Religion aber im Stillen tausend Mal tausend.«

Je mehr er den Regierungen zumuthete, desto unzufriedener musste er mit ihnen werden. Die Verfassung seines Vaterlandes war ihm ein veralteter Körper, den der Geist verlassen hatte. Die in Frankreich aufgehende Hoffnung einer neuen Schöpfung musste ihn anziehen. Man war auch dort aufmerksam auf ihn, schickte ihm das Bürgerrecht und verlangte seinen Rath wegen Einrichtung des Erziehungswesens. Als man bald darauf von dort aus die Pest der Unzufriedenheit und des Misstrauens über die Untertanen aller Regierungen zu verbreiten suchte, muthete man ihm die Anklageschrift der Schweizer Obrigkeiten zu. Er hatte das Herz zwar voll, wollte aber nicht Feinden dienen. Bald erkannte auch er hinter den schönen Masken Selbstsucht und Parteisucht und seine Hoffnungen waren dahin.

Nicht glücklicher war er bei der Auflösung seines Vaterlandes. Keiner Partei konnte er angehören, denn jede suchte das Ihre. Ihm aber lag am Herzen, dass es besser werde im Lande. »Wir sind kein Volk mehr,« rief er, »Nichts als Gesindel!«

Aber mitten in dieser allgemeinen Zerstörung bildete sich für ihn, wonach er immer getrachtet hatte, ein Kreis zum Bewirken des Bessern, das er in der Seele hatte. »Ich vernachlässigte mich selber,« sagte er, »und verlor mich im Wirbel des gewaltsamen Drangs nach äussern Wirkungen.« Da diese ihm fehlten, um mit sich selbst einig zu werden, hatte er in dieser Absicht drei Jahre lang an seinen Nachforschungen über den Gang der Natur in der Entwicklung des Menschengeschlechts geschrieben. Das Alles hatte ihm nicht genügen können.

Unterwalden war durch den Krieg verheert. Die Erwachsenen waren beinahe Alle umgekommen. Kinder liefen in Schaaren wild umher. »Ich will Schulmeister werden,« sagte Pestalozzi. Er ging nach dem abgebrannten Orte Stanz, sammelte Kinder und begann mit ihnen sein Werk. Seine Ideen wurden durch die Ausführung berichtigt und seine Methode bildete sich. Man bewunderte ihre Wirkungen. Die Zahl der Kinder war auf achzig gestiegen. Aber er allein vermochte nicht Alles und in dieser Wüste war kein Gehülfe. Sein körperlicher Zustand war dem Sterben nahe, und dennoch konnten nur militärische Massregeln ihn nöthigen, nach fünf Monaten Stanz zu verlassen. Sein Zaubertempel war nun zerstört, und er suchte unruhig ein Plätzchen für einen neuen. Man wies ihn nach Burgdorf. Er arbeitete in der dortigen Schule, bis er allmählig von der Regierung unterstützt das Institut errichten konnte, dessen Ruf überall verbreitet wurde. Jetzt war er am lange geträumten Ziel. »Mein Traum,« schrieb er mir, »ist zur Wahrheit geworden. Ich bin beinah in Kindesnöthen gestorben, aber das Kind lebt. Es ist angenehm vor Gott und den Menschen. Lass jetzt seine Mutter hingehen in Frieden. Nun bin ich wütscheleer. Aller Drang meiner Seele ist gestillet. Mein Glaube an die Menschheit ist wieder hergestellt!«

Doch noch ein Wunsch bleibt ihm; vom Ertrag seiner Elementarbücher sein Gut zu einem Waisenhaus für arme Schweizerkinder einzurichten, und in ihrer Mitte sein Leben zu schliessen.

Sie werden mir gern erlauben, hier meine Erzählung zu endigen. Um den Geist und Werth der Pestalozzi'schen Unterrichts-Methode darlegen zu wollen, gebietet mir Einsicht und

Musse. Ein solcher Versuch würde auch überflüssig sein, da Sie ein Urtheil darüber sich wohl schon selbst gebildet haben. Den herrschenden Meinungen über diese Methode wird man nicht sicher folgen können, so lange sie als ein Universal-Mittel von Einigen angepriesen, von Anderen verworfen wird. Wie Sie aber auch urtheilen mögen, so werden Sie, darf ich hoffen, den Mann, der jetzt so oft genannt wird, auch nach den mitgetheilten Lebensumständen, die sichtbar auf seine Ideen, wie diese auf jene gewirkt haben, der Aufmerksamkeit nicht unwerth finden. Es würde mir angenehm sein, durch diese Erzählung dem Manne, den ich liebe, unter Ihnen einen Freund erworben, und die unschuldige Kupplerkunst, deren der weise Sokrates sich nicht schämte, nicht umsonst versucht zu haben.

Familienbriefe Pestalozzi's an Verwandte seiner Frau.

Unter den ersten Gaben, die dem Pestalozzistübchen zu Theil wurden, war eine der bedeutendsten und werthvollsten die wohlgeordnete Kollektion von Briefen Pestalozzi's und Aktenstücken aus seinem Lebensgang (Copulationsrede, Akten betr. Tod und letzte Willenserklärung), die uns Herr Dr. *A. Scheler*, kgl. Bibliothekar in Brüssel, schenkweise überliess. Schon früher haben wir sowohl jene Aktenstücke (die auf den Tod Pestalozzi's bezüglichen im »Korrespondenzblatt der Schweiz. permanenten Schulausstellung« 1878 Nr. 3 unter VIII 1—3, die Copulationsrede von 1769 in den »Pestalozziblättern« IV. Jahrgang 1883 Nr. 4 und 5), sowie einige Briefe (»Korrespondenzbl.« 1878 Nr. 3 unter I—III) veröffentlicht.

Wir geben nun zum Abschlusse dieses Jahrganges der »Pestalozziblätter«, die noch nicht zum Abdruck gelangten Briefe der Scheler'schen Kollektion; sie sind alle an Familienglieder gerichtet, die meisten an Pfarrer *Schulthess*, einige auch an dessen Tochter, die nachmalige Frau Halder.

Aus den genealogischen Notizen, die Herr Dr. Scheler beifügte, geht folgender Zusammenhang dieses Zweiges der Familie Schulthess hervor: